

Sozialwissenschaftliche Studie überMorgen. Der gesellschaftspolitische Diskurs.

(Auszug - Kapitel 12)

Autor: Fred Luks

www.fredluks.com, mail@fredluks.com

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus der Sozialwissenschaftlichen Studie zum Projekt „überMorgen. Der Gesellschaftspolitische Diskurs“. überMorgen ist eine Initiative der Industriellenvereinigung (IV) gemeinsam mit dem Österreichischen Roten Kreuz und der ERSTE Stiftung. Das Projekt setzt sich das Ziel gesellschaftspolitische Zukunftsthemen mit einem breiten Spektrum der Bevölkerung zu thematisieren und zu diskutieren, zu einem besseren Verständnis gesellschaftspolitischer Sachverhalte beizutragen und Ideen für positive Zukunftsbilder zu liefern.

Die sozialwissenschaftliche Studie dient der Aufarbeitung des Diskussionstandes zu zwölf Themenkomplexen und jenen Fragen, die die Beteiligten für zentral für das Projekt halten. Der Text ist einerseits ein für sich selbst stehender Diskussionsbeitrag, er ist aber auch als Vor-Arbeit für die Diskussionsveranstaltungen zu verstehen, die im Rahmen des Projekts stattfinden werden sowie ein Element der Formulierung von Zukunftsbildern.¹

Inhalt der Studie

0. Ein gesellschaftspolitischer Diskurs für Österreich
1. Erfolg und Scheitern
2. Freiheit, (Eigen-)Verantwortung und Solidarität
3. Demokratie, Teilhabe und Gestaltungsmacht
4. Bildung und Wissen, Vernunft und Irrationalität, Fakten und Fake-News
5. Diversität, Offenheit und Geschlossenheit
6. Polarisierung und Spaltung, Beschleunigung und Eskalation
7. Umwelt, Nachhaltigkeit und Resilienz
8. Demographie, Familie, Kinder, Stadt / Land
9. Arbeit und Muße in Zeiten der Digitalisierung
10. Wohlstand und Wirtschaft
11. Innovation und Exnovation
12. Zukunftsangst und Zukunftsoptimismus
13. Schlussfolgerungen. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens

1. Die folgenden Ausführungen geben nicht notwendigerweise die Auffassungen der Auftraggeber wieder und liegen allein in der Verantwortung des Autors.

Auszug Kapitel 12

Zukunftsangst und Zukunftsoptimismus

Enttäuschte Erwartungen und Orientierungssehnsucht

Die als Akte politischer Notwehr interpretierten Handlungen, die Europa und Nordamerika politisch aufwühlen, haben wesentlich mit enttäuschten Erwartungen an Wohlstand, Sicherheit und Aufstiegsmöglichkeiten zu tun. Von zentraler Bedeutung ist der Umstand, dass diese Enttäuschungen sich nicht auf gescheiterte Einzelfälle reduzieren lassen, sondern systemischer und prinzipieller Natur sind. Es scheint, dass das westliche Erfolgsmodell hinsichtlich seiner Legitimität, die ja wesentlich darauf basiert, Wohlstand, Sicherheit und Aufstiegsmöglichkeiten zu „liefern“, aktuell nicht satisfaktionsfähig ist.

Dass nicht „geliefert“ wird, liegt unter anderem am subjektiven und objektiven Scheitern der Versprechungen des Wirtschaftswachstums. Subjektiv ist es banalerweise schlicht so, dass Geld nicht glücklich macht – und mehr Geld nicht glücklicher. Und objektiv ist es so, dass quantitatives Wachstum – anders als das oft in der Vergangenheit der Fall war – heute nicht mehr mit sozialem Fortschritt identisch ist. Wachstum, schreibt der Sozialwissenschaftler Oliver Nachtwey (2016, 70), „bildete in der Vergangenheit die zentrale Ressource für eine Moderation struktureller Ungleichheiten“ – in der Gegenwart ist das nicht der Fall. Nachtwey nennt diese Konstellation in seinem gleichnamigen Buch *Abstiegsgesellschaft*. In dieser Gesellschaft „liefert“ Wachstum nicht mehr seine befriedende Funktion – und der Arbeitsmarkt wird brutaler, sozialer Aufstieg schwieriger und Abstieg wahrscheinlicher. Nachtwey spricht daher von einer „regressiven Moderne“. In dieser Moderne werden soziale Verbesserungen schwieriger: „Die Träume von ungebrochenem Aufstieg, Eigenständigkeit und Sicherheit erfüllen sich nicht mehr zwangsläufig.“ (Nachtwey 2016, 151) Die Polarisierung zwischen Menschen mit erfüllenden Jobs und denjenigen mit austauschbaren Routinejobs, so Reckwitz (2017, 433) „enttäuscht die Verheißungen einer postindustriellen Wissensgesellschaft und ihrer Bildungsrevolution, die sozialen Aufstieg und Qualifizierungsgewinne für alle suggerierte.“ (Reckwitz 2017, 433)

Aufgrund hoher Erwartungen sei Lebensführung heute, so Reckwitz (2017, 344f.), „enttäuschungsanfällig“ und die zeitgenössische Kultur geradezu ein „struktureller Enttäuschungsgenerator“. Enttäuschungen sind freilich gesellschaftlich recht ungleich verteilt. Die Unterklasse ist nicht nur ökonomisch unter Druck, sondern wird auch kulturell entwertet – in der Fremdzuschreibung ebenso wie in der Selbstwahrnehmung (Reckwitz 2017, 284, 350, 355ff.) Selbstverwirklichung „als zentraler Prüfstein eines erfüllten Lebens“, so Reckwitz (2017, 346), „erweist sich paradoxerweise als ein Generator nicht nur von Chancen, sondern auch von Enttäuschungen.“ Der Anspruch, ein authentisches Leben zu führen, ist verglichen mit älteren Maßstäben des Gelingens wie sozialer Respekt und hoher Lebensstandard „sehr viel volatiler, subjektiver, emotionaler und damit fragiler.“ (ebd.) Dieser Situation wird verschärft durch die „Individualisierung“, von Erfolgs-, aber eben auch Misserfolgserfahrungen (vgl. oben [Kapitel 1](#)). Es ist gesellschaftspolitisch höchst relevant, dass viele Menschen gleichsam *strukturell* enttäuscht werden, weil ihre Erwartungen an gutes Leben nicht erfüllt werden.

„Positionelle Güter“ erweisen sich als ein relevanter Enttäuschungsfaktor. Durch ihre ureigensten Eigenschaften und ihre Wirkung auf wirtschaftliche Expansion entfalten sie eine eskalierende Dynamik. Positionelle Güter sind solche Güter, deren Charakter – wie der Name sagt – wesentlich durch ihre Position definiert ist: ein bestimmter Platz in der Oper, ein Haus am Strand, die Stelle als CEO eines Unternehmens. Der „Witz“ dieser Güter liegt darin, dass ihre Nutzung durch die eine die Nutzung durch die andere ausschließt (Harrod 1958). Viele Menschen strengen sich an, um bestimmte positionelle Güter zu erreichen, ohne dass das Streben nach bestimmten Positionen für alle erfolgreich sein könnte (Hirsch 1976). Im Gegenteil führt dieses Streben sehr oft zu Frustration. Erwartungen werden

enttäuscht. Diese Beobachtung gilt nicht nur für einzelne Positionsgüter wie Opernplätze und Chefsessel, sondern ganz generell für das „Gut“ des sozialen Aufstiegs. Die hier involvierte Frustration ist also nicht (jedenfalls nichts nur) individuell verschuldet, sondern Teil der *Logik* dieser Güter. Meritokratie, so könnte man mit Bezug auf [Kapitel 2](#) feststellen, gebiert systematisch Enttäuschungen.

Die Zukunft ist also nicht mehr das, was sie einmal war – dieser Einsicht von Karl Valentin ist für gesellschaftliche Zukunftsaussichten mehr als ein originelles Bonmot. Dass, wie der Historiker Philipp Blom (2017) formuliert, viele Menschen sich einfach eine möglichst ruhige Verlängerung der Gegenwart wünschen, ist für die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft ein Problem – zumal die mit Globalisierung und Meritokratie verbundenen Enttäuschungen offenbar zu einer massiven Sehnsucht nach Orientierung führen. „Wenn die Menschen nicht an Gott glauben,“ steht oben in [Kapitel 4](#), „glauben sie an irgendetwas anderes.“ Diese Zuspitzung ist nur wenig übertrieben – das gilt gerade für schwere Zeiten. Die Situation ist einerseits ein wichtiger Faktor für das Erstarken des Populismus (vgl. [Kapitel 6](#)), zum anderen erklärt sie den Erfolg von „Heilsbringern“.

Ökonomisch formuliert: Die „Nachfrage“ nach Orientierung und Sicherheit würde ihre Wirkung kaum entfalten können, wenn ihr nicht auch ein „Angebot“ gegenüberstehen würde. Dieses Angebot hat in den letzten Jahren massiv zugenommen. Dies gilt nicht nur im politischen Bereich, wo „Nostalgiepolitik“ und einfache Lösungsangebote fröhliche Urstände feiern, sondern auch in der Publizistik (und in einigen Fällen sogar in der Wissenschaft oder wissenschaftsnahen Bereichen). Zugespitzt: „Heilsbringer“ haben Konjunktur. Wenn Richard David Precht sich über Digitalisierung äußert, wenn Christian Felber die Gemeinwohlökonomie preist, wenn Gerald Hüther (2015f.) über Pädagogik „Potenzialentfaltung“ doziert – immer dann kann man eine gewisse Publikumsnähe ebenso beobachten wie eine gewissen Forschungsferne. Precht und Felber sind keine Ökonomen (der eine ist Philosoph, der andere Romanist und Tänzer), Hüther würde von Neurowissenschaftler wohl kaum als Forschungskollege bezeichnet werden. Die genannten Autoren und Sprecher sind lediglich besonders prominente Beispiel für die Tendenz zur Bereitstellung von emotional grundiertem Orientierungswissen (ausführlich Luks 2018, 198ff.; 2014). Vermeintliche Originalität wird hier vom Publikum höher bewertet als gründliche Fachkenntnis. Es gibt heute, um mit Carlo Strenger zu sprechen, eine menschliche Neigung, „auf Leute hereinzufallen, die uns versprechen, dass wir alles, was wir wollen, ganz einfach haben können, wenn wir es nur richtig machen würden.“ (Strenger 2017, 99; vgl. auch Strenger 2015, 51)

Theoretische Reflexion spielt hier oft überhaupt keine Rolle. Ein eklektizistisches Zusammensuchen vermeintlich passender Theorieschnipsel macht freilich noch keine Theorie. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn Michael Amon (2012) konstatiert, dass bei Felbers Gemeinwohlökonomie die „Differenz zwischen Schreibtisch und Realität“ sträflich unterschätzt werde und das Modell den „Keim einer neuen Kommandowirtschaft“ in sich trage, ist das nicht übertrieben. Und Schulmeisters (2014, 11) Eindruck, bei Felber nehme „das Phrasenhafte im Gleichschritt mit dem Bemühen zu, als ‚Gesellschaftsingenieur‘ dem Leben anderer Sinn vermitteln zu wollen“, trifft den Kern der Sache.

Wenn wissenschaftliches Wissen *gleichzeitig* überhöht (beim Menschenbild), instrumentalisiert (beim eklektizistischen Umgang mit ökonomischen Theorien), verachtet (mit Blick auf die „herrschende“ Lehre) und ignoriert wird (insbesondere im Hinblick auf ökonomische Konzepte), muss man das als populistisch bezeichnen. Und der Bezug auf den der Wissenschaft vermeintlich überlegenen gesunden Menschen- oder Hausverstand erfüllt eineindeutig dieses Kriterium. Wissenschaftliches Wissen herabzuwürdigen, gehört zur Grundausrüstung populistischer Strömungen (vgl. Lucardie 2011, 20) Der hochproblematische Umgang mit wissenschaftlichem Wissen in populistischen Diskursen läuft auf eine starke Simplifizierung komplexer Zusammenhänge hinaus, die sehr oft schlicht nicht sachgerecht ist.

Die zitierten Heilsbringer bringen wahrscheinlich eher weitere Enttäuschungen als Heil. Es erscheint wünschenswert, den schon heute Enttäuschen nicht gleichsam gesellschaftspolitische Gute-Nacht-Geschichten vorzusetzen, sondern an Lösungen zu arbeiten und gemeinsam *plausible* Bilder einer

besseren Zukunft zu zeichnen. Bevor wir der wichtigen Frage nach der Entstehung motivierender Zukunftsbilder nachgehen, ist kurzer Blick auf zwei Pole aktueller Zukunftsdiskurse hilfreich.

Technikoptimismus und die Grenzen des Wachstums

Wie die Zukunft gesehen wird, hängt wesentlich von den Erwartungen an die technologische Entwicklung ab. Wer medizinische Fortschritt oder zunehmende Ökoeffizienz erwartet, wird die Zukunft eher optimistisch sehen – und wer mit Massenarbeitslosigkeit und Klimaschäden rechnet, eher nicht. In diesem Kontext erweist sich der berühmte Spruch von Karl Valentin – Prognosen sind schwierig, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen – als treffend und nicht trivial. Denn es ist eindeutig, dass Zukunftstechnologien und ihre Wirkungen sich nicht treffsicher vorhersagen lassen.

In den Diskursen über Nachhaltigkeit und Digitalisierung spitzen sich Zukunftsangst und Zukunftsoptimismus gleichsam zu. Technologische Optimisten gehen davon aus, dass technische Mittel in der Lage sind, massiv zur Nachhaltigkeit beizutragen und so „die Welt zu retten“ – zum Beispiel Atomkraft, *Smart Grids* oder Nanotechnologie. Technologische Pessimistinnen dagegen warnen davor, dass diese Sichtweise bei Nichteintreten optimistischer Technologieerwartungen zu desaströsen Folgen führen kann und halten das Lösungspotenzial technischer Mittel für begrenzt.

Technologischer Optimismus gründet sich wesentlich auf drei Mechanismen: Preisänderungen, Substitutionsmöglichkeiten und technischen Fortschritt. Veränderte Knappheiten führen demnach zu Preisänderungen, durch die Märkte die relevanten Knappheiten „anzeigen“. Wird beispielsweise Rohöl knapper, so führt dies theoretisch dazu, dass ein höherer Preis dies auch anzeigt. Dadurch entsteht der Anreiz, Technologien einzusetzen, die diesen Rohstoff produktiver nutzen, oder auf andere Rohstoffe auszuweichen. Dieser Optimismus speist sich nicht zuletzt aus der Erfahrung, dass es seit der industriellen Revolution stets gelungen zu sein scheint, Ressourcenengpässe und Umweltprobleme durch den Einsatz technischer Mittel zu ‚lösen‘. In der Vergangenheit ist das tatsächlich häufig gelungen. So zeigen die Strukturveränderungen nach den Ölkrisen der 1970er Jahre, dass höhere Preise zu effizienteren Technologien geführt haben. Angesichts der Breite und Komplexität der aktuellen Ressourcen-, Umwelt-, Klima- und Technologieprobleme ist es freilich äußerst heikel, Erfahrungen der Vergangenheit in die Zukunft zu extrapolieren.

Mit Blick auf die Digitalisierung (vgl. [Kapitel 9](#)) träumen manche von einer Gesellschaft ohne die Mühsal der Arbeit, andere befürchten, dass genau das das zentrale Problem sein wird: dass modernen Gesellschaften gleichsam die Arbeit ausgeht. Die Klimapolitik ist nach wie vor durch einen überbordenden Technikoptimismus geprägt, dessen Dominanz sich immer mehr als Hindernis für substantielle Verbesserungen erweist. Auf beiden Feldern wird gerne behauptet, „wir“ könnten die Zukunft „gestalten“ (prominent: Precht). Ein naiver Steuerungsoptimismus ist freilich kein guter Kompass, weil er unweigerlich zu Enttäuschungen führen wird – und enttäuschte Zukunftserwartungen sind, wie gezeigt, ein zentraler Faktor für den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft.

Wie entstehen motivierende Zukunftsbilder?

Umso wichtiger ist es, dass plausible Zukunftsbilder zur Verfügung stehen, über die man streiten und an denen man sich orientieren kann. „Imaginierte Zukunft“ (Beckert 2016) ist ein wesentlicher Faktor dafür, wie sich Wirtschaft und Gesellschaft entwickeln. Zugespitzt: Gute Zukunftsgeschichten sind eine zentrale Ressource für eine gute Zukunft. Natürlich gibt es kein „Gemeinrezept“ für überzeugende Zukunftsvisionen, das hier enthüllt werden könnte. Klar ist aber: Um Zukunftsbilder wirksam werden zu lassen, reichen nicht (allein) trockene Texte und technische Szenarien: Notwendig sind (auch) gute Geschichten, überzeugende Metaphern und Bilder, Filme, Töne, Diskurse.

Nicht umsonst sind „Narrativ“ und „Geschichtenerzählen“ oft zu hörende Vokabeln in aktuellen Zukunftsdiskursen (vgl. auch Luks 2012, 35ff.; 2019b; Horx / Dettling 2019). Wenn zum Beispiel von Nachhaltigkeit, Fortschritt und in letzter Zeit auch Demokratie die Rede ist, wird mit schöner Regelmäßigkeit die Forderung nach einem überzeugenden Narrativ oder einer guten Geschichte laut, die erzählt werden müsse, wenn Gutes bewirkt werden solle. Soziale Integration, schreibt der Ökonom Paul Collier (2019, 288), wird „durch unterstützende Narrative der Zugehörigkeit gestärkt.“ Geschichten können die Phantasie beflügeln, motivieren und Menschen in Aktion versetzen. In diesem Sinne sind auch Aktivitäten wie die von Harald Welzer initiierte Stiftung *Futurzwei* zu verstehen, bei denen gelungene Geschichten des Wandels erzählt werden – in der Hoffnung, dass wir irgendwann „nachhaltig“ gewirtschaftet haben werden. *Futurzwei* soll auch produktiven Optimismus verbreiten (vgl. z.B. Giesecke u.a. 2016).

Der scheint auch deshalb bitter notwendig, weil heutzutage ein Pessimismus existiert, der die westliche Lebensweise nicht nur für gescheitert hält, sondern für *unrettbar* gescheitert. Der Künstler Milo Rau (2017, 34) zum Beispiel verkündet: „Für die Europäer kann es ja nur schlechter werden.“ Es geht, anders kann man Rau kaum verstehen, nur noch im Katastrophenmanagement. Man müsse „die näher kommende Katastrophe verlangsamen und gerechter organisieren.“ Hier äußert sich ein apokalyptischer Pessimismus, der an Fortschritt nicht mehr glauben mag.

Dem gilt es, wenn man an einer guten Zukunft interessiert ist, etwas entgegenzusetzen. Das geht, wie gesagt, mit Geschichten – aber auch mit konkreten Vorhaben, die man „ikonische Projekte“ nennen könnte (vgl. auch Luks 2018a, 316ff; 2018b). In seinem Buch *Rules of Thumb* formuliert Alan Webber (2009, 241ff.) folgende Erfolgsregel: „Wenn du etwas verändern willst, beginne mit einem ikonischen Projekt“ (Webber 2009, 241ff.). Der Zweck solcher Projekte ist es, Menschen von der Plausibilität einer Idee zu überzeugen:

„Die Aufgabe eines ikonischen Projekts ist es, Veränderung glaubhaft zu machen. Sobald Leute es sehen, fühlen und davon profitieren können, ist Veränderung keine Abstraktion mehr. Es ist real. (...) Dein erstes zeichensetzendes Projekt (...) macht aus der Verwegenheit der Hoffnung die Verwegenheit der Ergebnisse.“ (Webber 2009, 244)

In diesem Sinne lässt sich gewiss auch *überMorgen* verstehen. Wer Wandel organisieren will, sollte möglichst plausibel und möglichst sichtbar Projekte vorzeigen können, die eine Idee konkret werden lassen. *überMorgen* lässt die Idee, dass eine gute Zukunft der kontroversen Diskussion bedarf, ganz konkret werden. Damit ist das Projekt der Versuch, gemeinsam motivierende Zukunftsbilder zu erarbeiten. Im besten Fall wird sich *überMorgen* als ikonisches Projekt erweisen.

Das gesamte Literaturverzeichnis finden Sie [hier](#).